

Perspektiven der Wortbildungsforschung

Beiträge zum Wuppertaler Wortbildungskolloquium
vom 9. - 10. Juli 1976

Anläßlich des 70. Geburtstags von Hans Marchand
am 1. Oktober 1977

Herausgegeben von Herbert E. Brekle und Dieter Kastovsky

1977

Bouvier Verlag Herbert Grundmann · Bonn

Die Herausgeber danken hiermit dem Minister für Wissenschaft und Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen, der Gesamthochschule Wuppertal und der Gesellschaft der Freunde der Bergischen Universität – Gesamthochschule Wuppertal für ihre großzügige Unterstützung, mit der sie die Durchführung des Wuppertaler Kolloquiums zur Wortbildung und den Druck der Beiträge ermöglicht haben.

H. E. B.

D. K.

Mit Unterstützung des Ministeriums für Wissenschaft und Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen.

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Perspektiven der Wortbildungsforschung: Beitr. zum Wuppertaler Wortbildungskolloquium vom 9.–10. Juli 1976 anläßl. d. 70. Geburtstags von Hans Marchand am 1. Oktober 1977/hrsg. von Herbert E. Brekle u. Dieter Kastovsky. – 1. Aufl. – Bonn: Bouvier, 1977.

(Schriftenreihe Linguistik; Bd. 1)

ISBN 3-416-01376-X

ISSN 0343-8880

NE: Brekle, Herbert E. [Hrsg.]; Marchand, Hans: Festschrift; Wortbildungskolloquium anlässlich des 70. Geburtstags von Hans Marchand am 1. Oktober 1977 < 1976, Wuppertal >

Alle Rechte vorbehalten. Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, das Buch oder Teile daraus zu vervielfältigen. © Bouvier Verlag Herbert Grundmann, Bonn 1977. Printed in Germany.

Druck u. Einband: Ing. H. O. Hövelborn, Niederkassel-Mondorf/Bonn

Herbert E. Brekle

Die Stellung der Wortbildung in F. Schmitthenners (1796–1850) Grammatiksystem

Schmitthenners sprachwissenschaftliches Werk entstand im wesentlichen im zweiten Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts. Philosophisch und methodologisch war er dem deutschen Idealismus verpflichtet; motiviert durch seine Erfahrungen als Gymnasiallehrer im Sprachunterricht (klassische Sprachen und Deutsch) versuchte er unter Einbeziehung der sich gerade entwickelnden historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft zu einer systematischen – auch didaktisch nutzbaren – Beschreibung des Deutschen zu gelangen. Gleichwohl stehen bei seinen Arbeiten – insbesondere bei seiner *Ursprachlehre*¹ – sprach- und grammatiktheoretische Fragestellungen immer im Vordergrund.

Um Schmitthenners Aussagen zur Stellung der Wortbildung innerhalb seines Grammatiksystems einsehbar zu machen, seien einige seiner sprach- und grammatiktheoretischen Grundpositionen vorausgeschickt.

Schmitthenner unterscheidet bei seinem Begriff der Sprache zweierlei:

1. in einem objektiven Sinne sei Sprache ein System von Redezeichen;
2. im subjektiven Sinne sei Sprache „das Vermögen, unsere Vorstellungen durch gewisse Zeichen darzustellen“ (1822: §§ 2 f.).

Weiterhin unterscheidet Schmitthenner nach gut platonischer Tradition zwischen der „Idee der Sprache“ – dem, was er „Ursprache“ nennt – und den in bestimmter Hinsicht je verschiedenen einzelnen Sprachen, deren wir uns konkret zum Zwecke der Verständigung bedienen. Das ontologische und epistemologische Verhältnis zwischen der „Ursprache“ und den „besonderen Sprachen“ sieht unser Autor so:

. . . Jeder erscheinenden Sprache gehet mehr der Idee als der Zeit nach die Ursprache vorher. Diese hat der einzelne Volksgeist im Verlauf der Jahrhunderte unter den gegebenen Bedingungen zum erscheinenden Dasein ausgewirkt (1822: Vorrede).

Diese Aussage braucht keineswegs nur in einem platonisch-idealistischen Sinne interpretiert zu werden. Schmitthenner selbst schwankt hier zwischen der zeitlosen Idealität und dem historischen Wirksamwerden und der Entwicklung der „Ursprache“. In einem anthropologisch konkreteren Sinn kann Schmitthenners „Ursprache“ verstanden werden als das phylogenetisch gewordene menschliche Sprachvermögen, das sich in kategorialen Schemata, die neuerdings ansatzweise auch psychophysiologisch untersucht werden, verfestigt hat².

Erkenntnistheoretisch versucht Schmitthenner seinen Ursprachenbegriff wie folgt zu motivieren:

Indem wir [. . .] von der erscheinenden Sprache alles Zufällige und Unwesentliche scharf absondern, dagegen das Nothwendige und Wesentliche hervorheben, und in ewiger Einheit ver-

1 Vgl. die kommentierte Neuausgabe dieses Werkes als Band 12 (1977) der Reihe *Grammatica universalis*.

2 Die anthropologische Parallele wird von Schmitthenner selbst gezogen: „Der Begriff der Ursprache ist das Correlat des Begriffes der Menschheit.“ (1826: § 16, S. 19).

bunden denken, gelangen wir zu einer Idee, die wir Ursprache nennen. [. . .] *die Ursprache ist die allgemeine Sprache, die in den besonderen Sprachen zum erscheinenden Dasein gelangt* (1826: § 16).

Die sog. „Ursprache“ stellt also nach Schmitthenner nicht etwa eine historische Tatsache dar; sie ist vielmehr als ideales System zu betrachten, das in den konkret-historischen Sprachen eine in bestimmten morphosyntaktischen Hinsichten je verschiedene, in kategorial-semantischer Hinsicht aber im wesentlichen homologe Abbildung oder Spiegelung erfährt. Dementsprechend soll der Grammatiker – will er die Formen und Kategorien einer einzelsprachlichen Grammatik etablieren – „nicht von einer einzelnen historischen Sprache“ (1829, IV: 92) ausgehen; „die endlichen Sprachen [seien] der Idee nicht völich angemessen, vielmehr in den Stürmen des Zeit- lebens zerrüttet und zerrissen [. . .]“ (ibid.).

Im einzelnen stellt Schmitthenner zwei Anforderungen an eine „neue bessere Grammatik“: 1. „die Wurzeln der Sprache zu enthüllen und den Gang aufzuweisen, wie sich von ihnen aus die Sprache als ein schönes Ganzes wohlgefügt Glieder entwickelt, entfaltet und in der Welt der Erscheinungen ausbreitet“ (ibid.). 2. „den Typus aufzuzeigen, in dem ihre Formen nebeneinander da stehen“ (ibid.). Was Schmitthenner mit diesen beiden Anforderungen meint, kann folgendermaßen verdeutlicht werden: erstens soll der Grammatiker den „Urstoff“, d. h. das Inventar samt den paradigmatischen und syntagmatischen Beziehungen der Wortwurzeln einer Sprache aufzeigen – dies versucht er für das Deutsche in zwei Abhandlungen zu leisten (1828, IV und 1833, I) – zweitens soll er „die Formen aufweisen, in die er [der „Urstoff“ samt des „ihn bewegenden Bildungstribs“] sich ergießt und so in größern und immer größern Kreisen aus einander tritt zu der vollen Blüte des Lebens“ (1824: 92). Diese Formen betrachtet Schmitthenner als den „grammatischen Stein der Weisen“. Diese Formen oder grammatischen Kategorien sollen für alle Bereiche einer Grammatik – wozu Schmitthenner im engeren Sinne die Lautlehre nicht zählt – gelten: sie sollen aber gelten sowohl für die „Theorie der Wortbiegung und Wortbildung“ als auch für die „Satzbiegung und Satzbildung“ (ibid.).

Schmitthenner kritisiert sowohl die aristotelische als auch die Kantische Kategorientafel; beide seien für die Etablierung von grammatischen Kategorien oder „Urverhältnissen“ nicht geeignet. Explizite Angaben darüber, wie er zu seiner eigenen Kategorientafel kommt, macht Schmitthenner jedoch nicht; es scheint, als ob er teils auf apriorischem, teils auf induktivem Wege – durch Beobachtung einzelner Sprachen zusammen mit Abstraktionsprozessen in Richtung auf seine ideale „Ursprache“ – zu seinen zehn grammatischen „Urverhältnissen“ gekommen ist.

Bei seinen zehn grammatischen „Urverhältnissen“ unterscheidet unser Autor zwei Klassen: sieben „Urverhältnisse“, die im Prinzip semantisch begründeten Kasusbeziehungen entsprechen und die sowohl für die Satz- und die Wortbildung konstitutiv sind; bei der Wortbildung und Wortbiegung kommen noch die Verhältnisse des Geschlechts, der Zahl und des Grades hinzu.

Die für seine Auffassung von einem Grammatiksystem notwendige und auf denselben Prinzipien und kategorialen Strukturen beruhende Parallelität zwischen Wort- und Satzbildung betont Schmitthenner unter verschiedenen Aspekten. Methodologischer Ausgangspunkt für sein Sprachdenken ist der Begriff der *Wurzel*, ihr erkenntnistheoretisches Korrelat sei die Anschauung der Dinge oder der Erscheinungen: „Im discursiven Denken zu bestimmterer Form ausgeprägt, erscheint dieselbe [sc. die Wurzel] entweder als *Begriff* oder als *Urtheil*. Man kann sich die Empfindung [als einem Begriff zugrundeliegend oder diesem vorausgehend] verdeutlichen, wenn man sie als das Bild faßt, welches der Gegenstand in den Spiegel der Sinne wirft und der Geist, zu der ihm angemessenen Gestalt [als Begriff oder Urteil] selbstthätig formend, dort aufnimmt.“³ (1823: 12) Weiterhin ist für Schmitthenner die Wurzel das einfache Urelement der Sprache, das einer ganzen Wortfamilie zugrunde liegt“ (ibid.); dabei betont er zum einen die paradigmatischen Qualitäten seines Wurzelbegriffs, zum anderen die syntagmatischen Verhältnisse, die zwischen Wurzeln bestehen können und die im Endergebnis zu Wort- bzw. Satzbildungen führen. An anderer Stelle seiner Werke faßt Schmitthenner diesen Sachverhalt so zusammen:

Ebenso ordnet sich nach den aufgestellten Urverhältnissen die Lehre von der Wortbildung, welche dieselben nur so bleibend an dem Wortstamme bezeichnet, wie die Biegung sie in dem Wechsel der Rede darstellt. Die Wurzel entwickelt sich in der Regel in doppelter Gestalt zum Worte, nämlich als Verbum oder Ausdruck für das Sein und Werden und als Nomen oder Ausdruck für das Ding (1828, IV: 96 f.).

In der Einleitung zu seinem 1823 erschienenen *Theoretisch-praktischen Elementarbuch* betrachtet Schmitthenner „die Lehre von der Wortbildung [als] die reinste Vorübung zu der Satzlehre, wo das Denken ebenso in der Bewegung und Bestimmung seiner Urtheile zu üben ist“.

In seiner 1826 verfaßten Abhandlung „Über den Zweck des Sprachunterrichtes“ (vgl. 1828, IV) betont Schmitthenner noch stärker den Wert von Wortbildungsprozessen unter philosophisch-propädeutischem und didaktischem Aspekt:

Welch eine Schule der Bildung der Gedanken eröffnet sich nicht ferner in der Lehre von der Bildung der Wörter! Sie ist eine wahre Münzstätte der Begriffe. Man rechne nur zusammen, wie unendlich sich die Gedanken und die Bestimmungen derselben mehren müssen, wenn man die rohen allgemeinen Begriffe nach den von mir anderwärts aufgewiesenen zehn Verhältnisformen ausprägen läßt (1828: 38 f.).

Auf die Parallelen dieses Gedankenganges zur Entwicklung der Idee des generativen und kreativen Aspekts einer „*characteristica universalis*“ von Don Ramon Lull über Bishop Wilkins zu Leibniz – ganz zu schweigen von heutigen ähnlichen Überlegungen – sei nur hingedeutet. In dieselbe Richtung zeigt auch ein beinahe poetisch elaboriertes Simile, das sich in einem Frühwerk Schmitthenners findet:

Die lebende Sprache ist dem Baume im Blüthenzustand vergleichbar; wie die Blüten des letztern theils verwelkt, theils noch erschlossen, theils bloß im Keime vorgebildet sind, also sind

³ Vgl. auch ebenda S. 24: „Der Begriff ist nur ein *implicites* Urtheil, das Urtheil ein *expliciter* Begriff.“

die Wörter der ersteren; und wie die unerschlossenen Blüten des Baumes sich vor der Sonne entfalten, also die möglich vorhandenen nur noch nicht gebrauchten Wörter der Sprache vor dem Geiste, der mit Freiheit über ihr waltet (1822: § 13).

Abschließend sollen die wesentlichen Bestandteile der Schmitthennerschen Wortbildungslehre samt einigen illustrativen Beispielen, wie er sie in seiner *Ursprachlehre*: §§ 77 ff. darstellt, diskutiert werden. Er beginnt mit der Feststellung, daß die Wortbiegung (Flexion) und die Wortbildung morphologisch das Gemeinsame haben, daß bei beiden Prozessen im Ergebnis die Basiswortform verändert wird; der Unterschied zwischen beiden Verfahren jedoch darin bestehe, „daß in jener [der Flexion] die Wortform nur abgewandelt wird zur Bezeichnung der wandelbaren Beziehungen, in welche sie im Zusammenhange der Rede tritt, in dieser [der Wortbildung] aber eine neue Wortform zur Darstellung eines neuen bleibenden Begriffs entsteht“ (1828: § 77). Die funktionelle Verschiedenheit der beiden morphologisch gleichartigen Prozesse – speziell Flexion und Ableitung – wird klar erkannt; deutlich wird auch, daß flexionelle Veränderungen von Wortformen im Satzgefüge sozusagen ad hoc zur Erfüllung semantischer und syntaktischer Aufgaben innerhalb eines relativ vergänglichen Gebildes wie es ein Satz darstellt, vorgenommen werden; Veränderungen von Wortformen zum Zwecke der Ableitung (und Komposition) dagegen „zur Darstellung eines neuen bleibenden Begriffes“ geschehen (das Problem der Lexikalisierung wird dabei schon angedeutet).

Schmitthenner unterscheidet weiter zwischen dem Verfahren einer „innerlichen“ und einer „äußerlichen“ Wortbildung. Erstere sei eine „Veränderung der Wortart inner ihren eigenen Gränzen zur Bezeichnung irgend eines Verhältnisses“ (ibid.). Die „innerliche Ableitung“ – z. B. *Mensch* → *Menschheit* – betrachtet Schmitthenner als „eigentlich nichts anderes als eine potentierte Abwandlung; denn wie in der Biegung der *reinen* Form das Zeichen eines wandelbaren Verhältnisses einverleibt wird, so wird in der Ableitung in den Begriff des *Stammwortes* der eines Verhältnisses, und demnach auch in die Form von jenem die Form von diesem bleibend aufgenommen“ (ibid. § 77, S. 186). Dabei ist für Schmitthenner klar, daß die kategorialen Beziehungen bei beiden Prozessen grundsätzlich dieselben sind. Bei der „äußerlichen“ Wortbildung wird der „Inhalt einer Wortart d. i. dasjenige, was durch sie bedeutet wird, unter der Form einer andern vor- und dargestellt werden, z. B. der Inhalt eines Zeitwortes (leben) unter der Form eines Hauptwortes (das Leben)“ (§ 77 : 186).

Eindeutig läßt sich feststellen, daß der Bereich der Wortbildung für unseren Autor nichts statisch oder rein taxonomisch zu Beschreibendes darstellt; vielmehr unterscheidet er deutlich zwischen a) „möglich (potentialiter) vorhandenen Wörtern [. . .] deren Bedingnisse durch die Elemente und Ableitungsgesetze der Sprache gegeben sind“ (1828; § 79) und b) „wirklich (actu) vorhandenen [. . .], die zu den cursirenden Schätzen der Sprache gehören“ (ibid.).

In zehn Abschnitten (§§ 85–95) behandelt Schmitthenner die „Ableitung durch Endsyllben“, also die Suffigierungstypen, die in den verschiedenen Wortarten der von ihm berücksichtigten indogermanischen Sprachen (z. B. Sanskrit, Griechisch, Latei-

nisch, Gotisch, Altnordisch, Althochdeutsch, Neuhochdeutsch) auftreten (gegliedert nach „innerer“ und „äußerlicher“ Ableitung).

Am Beispiel der Wurzeln dt. *Dach*, lat. *teg*, gr. *στεγ* erläutert Schmitthenner beispielhaft sein Verfahren, das er auf alle von ihm berücksichtigten Ableitungstypen anwendet:

„Verhältnis	Latein	Griechisch	Deutsch
a) Subject:	tector	στέκτηρ	Decker
b) Handlung (unmittelbares Verh.)	tectio	στέγησις	Deckung
c) Wirkniß:	tectum	στέγος	Gedecke
d) Mittel:	tegulum	στέκτηριον	Deckel

u. s. w.“ (1826: § 82).

Wie oben schon angedeutet, verwendet Schmitthenner maximal zehn „Verhältnisbegriffe“ (semantische Relationen), mit denen er sein Datenmaterial so beschreibt, daß die Bildungsmöglichkeiten innerhalb der verschiedenen Wortarten relativ vollständig erfaßt werden. Außer den im obigen Beispiel schon genannten Verhältnissen gehören in das Inventar noch die Verhältnisse des „Grundes, aus dem etwas ist, des Ortes, der Zeit“ (§ 81). Dies sind die von Schmitthenner so genannten sieben „Urverhältnisse“, die auch in der Satzbildung auftreten; dazu kommen die Verhältnisse des Geschlechts, der Zahl und die des Grades; letztere drei sind für die Wortflexion und die Wortbildung charakteristisch.

Schmitthenner ist sich natürlich bewußt, daß diese zehn Verhältnisformen faktisch in keinem einzelsprachlichen Ableitungs- oder Kompositionsparadigma vollständig nachweisbar sind; für sich genommen gehören sie dem kategorialen Schema der „Ursprache“ an.

Der Wortbildung durch Zusammensetzung widmet Schmitthenner in seiner *Ursprachlehre* nur neun kurze, aber gehaltvolle Abschnitte (§§ 96–105). Er unterscheidet zunächst die bloße *Zusammenstellung* (Kopulativkomposita) von der „eigentlichen *Zusammensetzung* oder *Verschmelzung*“ (Determinativkomposita) und beruft sich dabei auf die traditionellen Unterscheidungen der altindischen Grammatiker. Er stellt Überlegungen an, ob man innerhalb der Verfahren der eigentlichen Zusammensetzung oder Verschmelzung noch unterscheiden solle zwischen verschmolzenen und zusammengefügtten Wörtern. Er vergleicht das Verhältnis der „grammatischen Potenzen in der Zusammensetzung [Verschmelzung] demjenigen der physischen in ihrer chemischen Verbindung“ (§ 98). Aus dem in beiden Fällen oft zu beobachtenden Wirksamwerden des Prinzips der Übersummativität – wo „das Gemisch neue eigenthümliche Kräfte gewinnt“ – versucht er das Phänomen der sog. Lexikalisierung ansatzweise zu beschreiben, ohne jedoch zu einer systematischen Erklärung vorzudringen. Er kommt

immerhin zu dem Schluß, daß „diejenigen Wortgebilde, deren Bedeutung der Summe der Bedeutungen ihrer einfachen Bestandtheile gleich ist“ (§ 98) *zusammengefügte* oder *mechanische*, jene aber, „welche im Acte der Verbindung eine eigenthümliche Bedeutung gewinnen, *verschmolzene* [. . .] oder dynamische Zusammensetzungen“ genannt werden können (ibid.). Schmitthenner meint jedoch, daß aus dieser Unterscheidung für die allgemeine Sprachlehre kein Gewinn zu ziehen sei.

Zum Abschluß seiner theoretischen Vorbemerkungen zu seiner Lehre von der Komposition hebt Schmitthenner ausdrücklich hervor, daß „die Verhältnisse, welche durch die Zusammensetzung bezeichnet werden, dieselben [sind], welche auch in der Ableitung durch Endsyllben ihre Darstellung finden“ (§ 98). Spezieller ist das Verhältnis der Glieder einer Zusammensetzung charakterisierbar als ein „gerades oder ein obliques, je nachdem beide in derselben oder in verschiedener Fallform gesetzt erscheinen. Jene lassen sich nur durch Apposition, diese aber durch die Stellung des Bestimmungswortes in den obliquen Casus erklären, z. B. *Fischerweib* = *Fischer* + *Weib*; dagegen *Fischersweib* = *Weib* eines *Fischers*“ (ibid.). Interessanterweise rechnet Schmitthenner Präfixbildungen – z. B. *Aufgang*, *absprechen* etc. – zur Komposition.

Insgesamt darf festgestellt werden, daß Schmitthenner der Versuch wenigstens grundsätzlich gelungen ist, in seinem wesentlich kategorial-semantisch fundierten Grammatiksystem eine zumindest intuitiv plausible Integration von Wortbildungs- und Satzbildungsprozessen zu erreichen. Das gemeinsame Fundament bildet dabei seine Lehre von den Wortwurzeln und den grammatisch-semantischen „Urverhältnissen“, aus denen er systematisch die Strukturen der Wortmorphologie, der Wortbildung und der Syntax zu beschreiben und erklären sucht. Selbstverständlich ist der Explizitheitsgrad – gemessen an heutigen Anforderungen – relativ niedrig. Im übrigen wäre aber der Versuch lohnend, im Rahmen eines oder mehrerer heutiger Grammatikmodelle eine mehr formale Rekonstruktion des Schmitthennerschen Grammatiksystems zu unternehmen; die vorstehenden Ausführungen können natürlich nur als ein erster tastender Schritt in diese Richtung angesehen werden.

Universität Regensburg
Lehrstuhl für Allgemeine Sprachwissenschaft
84 Regensburg
Postfach 397

Bibliographie

- SCHMITTHENNER, F., 1822. *Teutsche Sprachlehre für Gelehrtschulen, nach den Ergebnissen der neuesten Forschungen bearbeitet*. Herborn.
 2. verb. Aufl., Herborn 1826.
 3. Aufl., Cassel 1833.
 4. Aufl., unter d. Titel: *Deutsche Grammatik für Schulen*. Cassel 1837.
- 1823. *Theoretisch-praktisches Elementarbuch der teutschen Sprache nach naturgemäßer Methode*. Hadamar.
 - 1824. *Die Lehre von der Satzzeichnung oder Interpunction in der teutschen Sprache nebst einer kurzen vorbereiteten Darstellung der Satzlehre*. Frankfurt.
 - 1826. *Ursprachlehre. Entwurf zu einem System der Grammatik mit besonderer Rücksicht des indisch-teutschen Stammes: das Sanskrit, das Persische, die pelasgischen, slavischen und teutschen Sprachen*. Frankfurt. (= *Grammatica Universalis*, 12, (1977), Hrg. v. H. E. Brekle, Stuttgart-Bad Cannstatt).
 - 1828. *Methodik des Sprachunterrichtes nebst Vorschlägen zur Verbesserung der teutschen und lateinischen Grammatik und Stilistik*. Frankfurt. [Darin enthalten:]
 - I. Über das Wesen der Sprache. 1826
 - II. Über den Zweck des Sprachunterrichts. 1826
 - III. Über die bei formeller Bildung nothwendig zu beobachtende Harmonie. 1820
 - IV. Über die Verbesserung der teutschen Grammatik. 1827
 - V. De emendanda Grammaticae latinae ratione. 1827
 - VI. Über die Verbesserung der Stilistik.
 - VII. Über die Kunstwörter der Sprachlehre.
 - VIII. Methodik des Sprachunterrichtes in den Volksschulen.
 - IX. Methodik des Sprachunterrichtes in Gelehrtschulen.
 - 1833. *Beiträge zur deutschen Philologie und Geschichte*.
 1. Bd.: Deutsche Etymologie.
 1. Abth. Theorie der Wortbildung und Wurzelverzeichnis von A-Uv. Darmstadt. Heyer [mehr nicht erschienen].